

Sehnsucht nach Befreiung

Bruce Springsteen feiert sich selbst, ein Film über Frauenhass, eine Ausstellung karibischer Kunst und ein «Otello» aus Frauensicht: die Tipps der Kulturredaktion

Rock

Betriebsfest im Mausoleum

Bruce Springsteen and the E Street Band: Letter to You. Sony. ★★★☆☆

Ein paar Zahlen zum Einstieg: «Letter to You» ist das zwanzigste Studioalbum von Bruce Springsteen und das erste seit 2014, das er mit seiner E Street Band eingespielt hat. Es wurde an fünf Tagen im November 2019 im Heimstudio des Musikers aufgenommen, unter Live-Bedingungen, das heisst ohne Overdubs, und umfasst 58:17 Minuten Musik. Neun der zwölf Songs sind neu, drei stammen aus der Zeit vor Springsteens Debüt «Greetings from Ashbury Park» (1973). Sie sind die farbigsten auf einem Album, das Springsteens bekannte Stärken und Schwächen in sich vereint: Seine Kunst ist hochanständig, aber eintönig, kraftvoll, aber absehbar.

Springsteen wird der «Boss» genannt, markiert aber seit je den harten, geradlinigen Buezer und Chrampfer. Sozialkritische Songs wie das oft als patriotische Hymne missverständene «Born in the USA» gehen auf sein Konto. Fordert der Barde mit «Letter to You» nun kurz vor den Wahlen Donald Trump heraus?

Nichts davon. Springsteens Thema ist diesmal er selbst in Geschichte und Gegenwart. Er glorifiziert sich und seine Band. Wer sie waren, was sie wurden. Ein Betriebsfest als Bilanz: Der Beat hämmert, der Bass wum-



mert, die Gitarrenriffs krachen, das Saxofon röhr. Kaum ist eine Strophe durch, geht's in den Kreiselverkehr des stadionauglichen Refrains. Breitleinwand-Rock, die volle Dröhnung, routiniert, prall, satt und viel zu glatt.

Saubere Arbeit, klar. Was aber fehlt, sind die Ideen, die Überraschungen. Die Zwischentöne auch. Springsteen, den wir von «Nebraska» (1982) her auch als düsteren Einzelgänger kennen, mimt hier den souveränen Sieger

über die Zeit, der mit 71 so kernig und alert ist wie eh und je. Auch die E Street Band schlägt sich wacker, allen voran die Gitarristen Nils Lofgren und Steven Van Zandt. Der 2011 verstorbene Saxofonist Clarence Clemons ist präsent in Gestalt seines Neffen Jake, des einzigen jüngeren Bandmitglieds. «House of a Thousand Guitars» heisst eines der neuen Stücke. Es beschreibt das Haus, an dem Springsteen seit fünfzig Jahren baut. Ein

Mausoleum des Rock'n'Roll, monumental und ziemlich hässlich. Als «Last Man Standing» besingt sich der «Boss» in einem weiteren Song. Er spielt darauf an, dass von seiner ersten Band, The Castiles, nur noch er am Leben ist, es lässt sich aber auch allgemeiner deuten. Es sei Bruce Springsteen gegönnt, dass er mit sich im Reinen ist. Aber ist er deshalb die letzte Bastion echter Musik? So schlimm steht es denn doch noch nicht. *Manfred Papst*

Der Held und sein Wetter: Sänger Bruce Springsteen im Schneegestöber.

Kino

Frauenhass im Filmgeschäft

The Assistant. USA 2019, 87 Min. Regie: Kitty Green. Mit: Julia Garner. Im Kino. ★★★☆☆

Es könnte das Büro von Harvey Weinstein sein: Jane (Julia Garner), seine Assistentin, kommt im Morgengrauen an, um den Tag des Chefs vorzubereiten. Sie räumt auf, klaubt einen Ohrhörer vom Spannteppich, zieht Gummihandschuhe an, sprüht Reinigungsmittel aufs Sofa und schrubbt. Später legt sie Drehbücher auf dem Schreibtisch ihres Chefs bereit, druckt Bewerbungsfotos von jungen Schauspielerinnen aus; Jane schaut traurig auf die Gesichter in ihren Händen. Vielleicht wird sie in Zukunft einen ihrer Ohrhörer vom Boden aufheben, weil der Boss im Tausch für eine Rolle auf der «Casting-Couch» sexuelle Gefälligkeiten verlangt hat. Sie will ihren Verdacht melden, aber an wen soll sie sich wenden?

«The Assistant» erzählt aus einem Tag im Leben dieser jungen Frau, die eines Tages selbst Produzentin werden möchte und die Demütigungen des Chefs nur darum aushält. Diesen sieht man selbst nie, aber er ist omnipräsent, meist im Gefühl der Angst, das sich auf den Gesichtern von Jane und ihren beiden Assistenten widerspiegelt, wenn



Für Jane (Julia Garner) gehören Demütigungen zum Alltag.

seine Stimme durch die Tür oder den Telefonhörer donnert.

Der erste Spielfilm der Australierin Kitty Green sieht aus, als ob er vor allem die Enthüllungen um Weinstein verarbeiten würde, aber tatsächlich hätten sie die sexuellen Übergriffe an amerikanischen Unis und eigene Erfahrungen mit Diskriminierung dazu inspiriert, erzählt Green im Zoom-Gespräch.

Die Optik ist so nüchtern und realistisch, es könnte ein Dokumentarfilm sein: graues Büro, kaltes Neonlicht. Aber unter der Oberfläche kocht es. Das ist ein Drama, das mit streng kontrollierter Zurückhaltung von kulturell gewachsener, systemischer Ungerechtigkeit erzählt: davon, warum Frauen es im Filmgeschäft - und nicht nur dort - so schwer haben, an die Spitze zu kommen. *Denise Bucher*

Kunst

Karibische Kunst wärmt Basel

One Month After Being Known in That Island. Kulturstiftung Basel H. Geiger, bis 15. 11. ★★★★★

Kunst aus der Karibik fristet bei uns weitgehend ein Schattendasein. Dem hat die Davidoff Art Initiative entgegenwirken wollen. Als sie nach sechs Jahren 2018 eingestellt wurde, übernahm die private Caribbean Art Initiative die Aufgabe. Die Ausstellung ist eine erste Frucht des Engagements. Elf Künstlerinnen und Künstler aus dem heterogenen geografischen Raum zeigen, was für sie die Kultur der Karibik ausmacht. In einem medialen Spektrum von der Zeichnung bis zur Installation suchen sie Wege der kulturellen Emanzipation aus der kolonialen Verstrickung. Persönliche Geschichten kommen ebenso vor wie Architektur, Tourismus und die kolonialen Traditionen von Erinnerungen und musealer Präsentation. Das lädt ein zum Verweilen, ohne über Gebühr schwer zu werden.

Dass mit dieser Ausstellung das neue Forum der Kulturstiftung Basel H. Geiger (KBH.G) eröffnet wird, ist ein doppelter Grund zum Feiern. Gegenüber dem Basler Spital erhält Kunst in einer ehemaligen Fabrikhalle ein Forum für überraschende Positionen. *Gerhard Mack*

Oper

Doch keine andere Sicht

Giuseppe Verdi: Otello. Regie: Anja Nicklich. Konzert Theater Bern, bis 2. 6. 2021. ★★★☆☆

Von der Traumfrau zum Opfer: Das Schicksal der Desdemona gleicht einem Sturz durch alle Sicherheitsnetze der Vernunft. Als Gattin des schwarzen Feldherrn Otello wird sie Opfer einer Intrige und stirbt schliesslich durch die Hand ihres eigenen Ehemannes. Steht Oper gemeinhin für schönen Gesang, schreit Verdis «Otello» förmlich: Sexismus, Rassismus! Dass die Inszenierung am Konzert Theater Bern den Plot aus Frauensicht zu erzählen versucht, ist revolutionär. Auch, dass eine Regisseurin, eine Bühnenbildnerin und eine Kostümbildnerin für den Abend verantwortlich zeichnen. Doch trotz toller Ästhetik und einem heldenhaft durch Masken singenden Chor: Die Operation gelingt nicht. Der Abend bleibt zu nahe an Verdis Vorlage. Und dass die Inszenierung trotzdem lebt, ist ausgerechnet einem Mann zu verdanken: Jordan Shanahan alias Jago, dem höllisch gut gesungenen und gespielten Intriganten, dessen abgrundtiefe Bosheit locker für ein paar Tote mehr gereicht hätte. *Anna Kardos*

Wurschtli, hämmers dänn öppe?



Zugabe

Manfred Papst

Manche Leute murmeln stets ein Mantra. In gewissem Sinne tue ich das auch. Allerdings ist die Formel, die mich begleitet, nicht sehr meditativ oder spirituell. Vielleicht sollte ich sie besser für mich behalten. Ihnen verrate ich sie jetzt trotzdem. Sie lautet: «Wurschtli, hämmers dänn öppe?»

Ich artikuliere diese Worte nicht bewusst. Erst wenn sie mir schon aus dem Mund geschlüpft sind, merke ich, was ich da gebetsmühlenartig und halblaut von mir gegeben habe. Andere murmeln «Jesus Maria» oder «Allah ist mächtig». Ich sage bloss «Wurschtli, hämmers dänn öppe?». Der Satz steigt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in mir auf. Wenn jemand vor mir im Mittelgang des Zuges steht und umständlich sein Gepäck in der Ablage verstaut, so dass ich warten muss, bis ich zu meinem Platz komme. Mein Platz: Das ist der, den ich anpeile. Einen Anspruch auf ihn habe ich genau genommen nicht. Aber es muss alles seine Ordnung haben. Meine.

Auch wenn jemand vor mir in der Schlange an der Kasse steht und mit einer Hand Stück um Stück aufs Band legt, während die andere Hand den Wagen am Umkippen hindert, entschülpe mir die Worte «Wurschtli, hämmers dänn öppe?». Die Anrede ist für mich übrigens nicht geschlechtsspezifisch, obwohl ich natürlich weiss, dass es der Wurschtli heisst. Aber für mein Sprachgefühl kann auch eine Frau ein Wurschtli sein, so wie ein Mann eine Nilpe sein kann, eine Trantüte, eine Flasche oder eine Schlaftablette. Oder würden Sie Schlaftabletten sagen?

Zu meiner Entlastung will ich noch anfügen, dass ich nicht nur andere Menschen als Wurschtli anrede. Auch mit mir selber verfare ich so. Wenn ich beispielsweise mit einem Text nicht vorwärtskomme, rufe ich mich höhnisch zur Ordnung: «Wurschtli, hämmers dänn öppe?»

Leider nützt der Zuruf meist nichts. Gerade jetzt haben wir so einen Fall. Bis zum Ende der Kolumne sind es in diesem Moment noch 26 Zeilen, und weit und breit ist kein Gedanke in Sicht. Ich flüchte mich deshalb in die Überlegung, wie ich die Frage «Wurschtli, hämmers dänn öppe?» auf Hochdeutsch formulieren würde. Die Anrede lasse ich lieber weg, denn vermutlich würde meine Google-Anfrage nur zur nichtsnutzigen Gegenfrage «Meinten Sie vielleicht Wurschtli?» führen.

«Haben wir es bald?», sagt kein Mensch. Da braucht es schon Verschleifungen wie «Ham was bald?» oder «Hamas bald?». Was andere Sprachen angeht, ist das Computerprogramm indes sofort zur Stelle: «Do we have it soon?» - «Avvonsnous bientôt?» - «Lo abbiamo presto?» - «Lo tenemos pronto?» - «Imamo li ga uskoro?» - «Non habemus cum eo?»

Wie aber heisst der Wurschtli auf Hochdeutsch? Vielleicht haben ja Sie eine Idee.